

Gertrude Stein hat einmal gesagt, dass es hundert Jahre, nämlich drei Generationen, dauere, um eine Sache zu verändern, und einen Krieg, um allen bewusst zu machen, dass die Dinge aufgehört hätten, die gleiche Bedeutung zu haben, die sie zuvor hatten. Und erklärt werden könne dies dadurch, dass eben die erzählte Erinnerung in den Familien nach drei Generationen abbreche, dass die Großeltern den Enkeln noch erzählen könnten, was sie gesehen und erlebt und gefühlt hatten, danach aber werde es, weil die sinnliche Erfahrung verloren sei, zu Geschichte: wie sich ein Kleidungsstück angefühlt, eine Speise geschmeckt, ein Badezimmer gerochen, eine Stimme geklungen, ein Schmerz gebrannt habe, weiß dann niemand mehr. Bewahrt werden kann nur das Beschreibbare, nicht aber das individuelle Erleben, das, was nicht Sprache ist.

Ein Schriftsteller, der dasselbe wie die erzählenden Großeltern versucht, nur in einem Ausmaß und mit einer Wucht, die das mündliche Erzählen niemals erlaubt, ist der Ungar Péter Nádas. In seinen kurz vor seinem 75. Geburtstag am 14. Oktober auf Deutsch erschienenen, mit „Memoiren eines Schriftstellers“ unvertitelten „Aufleuchtenden Details“ erzählt er uns, seinen imaginierten Kindern und Enkeln, die mit dem monströsen 20. Jahrhundert verzahnte Geschichte seiner Familie. Die Eltern, sind glühende Kommunisten (der Vater zum dem Jude), die in der Illegalität, mit falschen Papieren und in ständiger Gefahr, verhaftet, gefoltert, ermordet zu werden, Faschismus und deutsche Besatzung in Budapest überstehen. Nach dem Krieg unterstützen sie die Errichtung des kommunistischen Regimes, geraten in die Mühlen von Verdächtigung und Verleumdung, werden durch die Geheimdienste bespitzelt, der Vater wird schließlich von den eigenen Genossen angeklagt und in einem Schauprozess verurteilt. Die Mutter stirbt an Krebs. Der Vater nimmt sich das Leben. Péter Nádas ist vierzehn Jahre alt.

Was die Eltern dem Kind, das Péter Nádas bis zu ihrem Tode war oder zu sein versuchte, an Selbstdisziplin, Aufopferung für andere und Verzicht abverlangten, grenzt an seelische Folter. Man wundert sich, wie er da herauskam, nicht heil, aber doch immerhin imstande, ein eigenständiges Leben zu führen, ein Schriftsteller zu werden. Der Geschichte der Eltern und deren Eltern, der Tanten, Onkel, Freunde nachzuspüren und aufzuschreiben, was sie erzählt haben; zu erforschen, welche anderen als die unzuverlässigen mündlichen Zeugnisse es gibt; was sich an Wohnungsinventar und Kleidungsstücken, an Aufzeichnungen und Arbeitszeugnissen wiederfinden lässt – das ist die eine große, sich assoziativ verästelnde Erzählung des Péter Nádas.

Die andere ist die vom liberalen bürgerlichen Zeitalter und seinem Untergang, dem bürgerlichen häuslichen Leben mit seinen fürchterlichen Anstrengungen und den festgeschriebenen Rollen von Mann und Frau, Eltern und Kindern, Dienstboten und Herrschaft. Was für eine allwöchentliche Strapaze die „Große Wäsche“ war, erfährt man hier. Und wer es gelesen hat, fragt hoffentlich nie mehr danach, womit bloß die Frauen all ihre „Mußstunden“ gefüllt haben, während ihre genialen Männer komponierten oder studierten oder die Staatsgeschäfte betrieben. Die bürgerliche Familiengeschichte ist wiederum eingeschrieben in die der jüdischen Emanzipation, des ungarischen Nationalismus, der sozialen Bewegung, der kommunistischen Konversion.

Unwillkürlich beginnt man beim Lesen, die eigene Familiengeschichte parallel zu schalten – die Erinnerungen an die Eltern, Großeltern, Tanten und Onkel. Und wer Kinder hat, erschauert vor der verantwortungsvollen Aufgabe, sie in dieser Welt, ohne dass sie Schaden nehmen, zu verankern. Es erscheint einem unmöglich, sie vor den eigenen Unzulänglichkeiten zu schützen, den Verschrobenheiten der Verwandten, den Halb Wahrheiten und Lügen, der alles grundierenden Gewalt, die keinesfalls, das macht Nádas auf fast 1300 Seiten deutlich, nur als eine physische Unheil stiftet, sondern vor allem in und durch die Sprache.

Wir sind aus Sprache gemacht. Aus Erzähltem, Verbottenem, aus Liedern und Gebeten, aus Redensarten und Floskeln, aus Schwüren, Meineiden, Geständnissen, Befehlen, aus ausgesprochenen und nicht ausgesprochenen Gedanken. Die Sprache geht den Ereignissen voraus, und sie folgt ihnen, sie hat die Macht, die Geschehnisse auszulösen und sie, sind sie eingetreten, umzuschreiben, umzudeuten, zu bemänteln, zu verharmlosen oder, im Gegenteil, aufzublähen, anzuklagen, zu erpressen. Wenn Nádas über seine Familie und ihre Verstrickung in die Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts schreibt, so immer im Bewusstsein der Macht und gleichzeitig der Unzulänglichkeit der Sprache. Wie die Wörter in seine kindliche Welt drängen, wie er aufmerksam war auf Klang, Nuancen der Formulierung, verschiedene Ausdrücke für ein und dasselbe je nachdem, wer sprach, wo man war; wie die Wörter sein Denken und Verstehen prägten und auch verdunkelten – all das nimmt viel Raum ein in Erzählung und Reflexion. Es bestimmt das ganze Buch, denn dieses besteht ja aus nichts anderem als: Sprache.

Neben dem Besitz, der im Krieg unter Bomben verschwand oder auf dem Schwarzmarkt eingetauscht wurde gegen Kartoffeln und Bohnen, ein paar Eier oder etwas Fleisch, ist die Sprache der immaterielle Reichtum des Bürgertums. Für eine Sache nicht ein Wort zu haben, sondern zwei, fünf, zehn; Gefühle ausdrücken, Ansichten vertreten, über sie nachdenken zu können, Fremdsprachen zu sprechen; philosophische und juristische Begriffe zur Verfügung zu haben, das ist ein Schatz, den Péter Nádas geerbt hat, auch wenn seine Eltern sonst nichts mehr besaßen. Und er nutzt dieses Erbe, um zu erzählen, wie er geworden ist, der er ist. Das Erbe, das es ihm ermöglichte, Schriftsteller zu werden, will er, der Kinderlose, weitergeben, an uns. Und weil das nur geht, indem er es vor uns ausbreitet, erzählt er von dem alten, vergangenen Leben, von Besuchten und Gewohnheiten, den alltäglichen Verrichtungen, von Herrschafts- und Arbeits- und Wohnverhältnissen, von Berufen, der Kindererziehung, den Mahlzeiten und Gerichten. Von Empfindungen, Gefühlen, Verletzungen, Schönheiten.

Nádas ist ein rasant die Brennweiten, Belichtungszeiten und Geschwindigkeiten wechselnder Erzähler. Er zoomt, zitiert, parodiert, reflektiert, kommentiert, rekonstruiert, montiert. Er ist vier Jahre alt und dann zehn und vierzehn, dann wieder der Endzwanziger, der zu verstehen beginnt, und der über Siebzigerjährige, dem klar ist, dass er nur noch dieses eine Werk hat, um zu sagen, zu bewahren, was mit seinem Tod für immer verschwunden sein wird.



Der ungarische Schriftsteller Péter Nádas

Foto: Jens Gyarmaty

Sprache überlebt den Krieg

Péter Nádas' „Aufleuchtende Details“ sind Familiengeschichte und Chronik des 20. Jahrhunderts

Anders als bei dem 2012 erschienenen Mammutwerk „Parallelgeschichten“, spürt man: Hier ist nichts nur angelesen und auf der Suche nach Kontrasten konstruiert, nein, hier ist jede Szene im Leben, im Schreiben empfunden, durchlitten. Das, was Nádas erzählt, geht ihn an: Als Teil, als Letzter in einem Zweig der Familie, auf die er stolz ist und die er verabscheut, deren Mitglieder er liebt und hasst. Und als Chronist eines Jahrhunderts, das so monströs und groß und brutal und voller Brüche war wie kein anderes menschliches Jahrhundert zuvor. Ein Jahrhundert, das noch immer nicht vergangen ist, in uns, seinen Leserinnen und Lesern, sondern erst in unseren Kindern, die mit Krieg und Nachkrieg nichts Lebendiges mehr verbindet, Vergangenheit, Geschichte geworden sein wird.

Es ist ein großes Buch. Es hätte ein ganz großes Buch werden können. Aber es hat zwei Schwächen. Die eine betrifft die Komposition. Das Buch kombiniert Nahaufnahme und Totale oft in einem Satz, verschränkt Zitat und Erzählung und Reflexion. Das ist die ersten 500 Seiten großartig durchgeführt. Dann beginnen die Wiederholungen, die nicht Variationen sind, die ein anderes Licht auf dieselbe, schon einmal erzählte Begebenheit werfen, eine neue Perspektive eröffnen, sondern leider nur schwacher zweiter Durchgang durch das bereits Ausgebreitete. Ungeheuerlich beim ersten Erzählen, wie, was dem Vater in der faschistischen Folter geschah, erst, was dem, dann doch noch, ja, verraten wird. Beim zweiten, nüchtern wiederholenden Bericht, wird

nicht nur die emotionale Bewegung der ersten Erzählung neutralisiert, durch die Wiederholung erscheint der Vater auch plötzlich als der gar nicht Schweigsame, Bescheidene, bescheiden sein Leiden Verbergende, als der er einem zuvor auf Hunderten von Seiten präsent wurde. Absicht, um ihn zu entlarven? Oder doppelbödige Strategie, um den Erzähler zu kompromittieren?

Es ist nicht die einzige Szene, die durch die Wiederholung an Wirkung verliert. Auf den zweiten achthundert Seiten gibt es etliche Themen und Begebenheiten, von denen bereits sehr ausführlich die Rede war. Lustlosigkeit macht sich breit beim Lesen, auch weil die Raffinesse der Montage die des Anfangs nicht mehr erreicht. Ermüdender ist allerdings Nádas' zweite Schwäche: Gern reiht er drei Adjektive aneinander, lässt Verben in langer Reihe aufeinander folgen, die dasselbe bedeuten und die Aussage immer nur verwässern: „Ihre Lektorin verteidigte sie nicht mehr, sondern ließ sie (. . .) im Regen stehen, verriet sie, fiel ihr in den Rücken (. . .)“

Bei einem Schriftsteller, dem die Präzision des Erzählens so ungeheuer wichtig ist, dass er sie auf fast jeder Seite thematisiert, der die Unzulänglichkeiten der anderen gern bespöttelt, erstaunt das Fehlen der kritischen Distanz zum eigenen Text. Ist es Unvermögen? Ironie? Arroganz? Vielleicht alles zusammen. Vielleicht aber auch nur das von Verzweiflung gegründete Festklammern am Familienerbe, der Sprache, die wie Möbel und Bilder am Verschwinden ist. BETTINA HARTZ

Péter Nádas: „Aufleuchtende Details. Memoiren eines Erzählers“. Aus dem Ungarischen von Christina Viragh. Rowohlt-Verlag, 1280 Seiten, 39,95 Euro

MORALISCHE GESCHICHTEN

JERUSALEM

VON MAXIM BILLER

Nachdem der amerikanische Präsident Donald Trump erklärt hatte, er werde die US-Botschaft in Israel von Tel Aviv nach Madagaskar verlegen, brach in der muslimischen Welt und in der SPD Jubel aus.

Als Erster – und zwar genau zehn Minuten und 33 Sekunden vor dem türkischen Staatschef Erdogan – stellte sich der deutsche Außenminister Sigmar Gabriel in seiner Lieblingsdiätetik in Goslar mit einem angebissenen Cheeseburger vor die Kameras der Welt und sagte: „Super Idee! Das hätte ich einem Ami aber nicht zugetraut! Wenn der dumme Trump jetzt auch noch dafür sorgt, dass mit der US-Botschaft alle Israelis nach Madagaskar umziehen, ist das Nahostproblem für immer gelöst. Und mein bescheuerter Nazi-Vater gibt dann auch endlich Ruhe in seinem Grab.“

Im Vergleich zu Sigmar Gabriel klang Recep Tayyip Erdogan fast schon versöhnlich. Er bot während seiner mit Spannung erwarteten Rede beim 1. Frauenbeschneidungskongress in Ankara der israelischen Regierung zuerst seine Hilfe bei der Deportation aller Israelis nach Afrika an. „Wir hätten da noch ein paar seecuntüchtige Schiffe aus unserer Gaza-Flotte übrig, al-hamdullilah“, sagte er mit dem gleichen charmanten Lächeln, mit dem er neulich der Bundeskanzlerin angeboten hatte, den „Welt“-Journalisten Deniz Yücel freizulassen, wenn sie ihm dafür alle in Deutschland lebenden Gülen-Anhänger sowie seinen schwulen Cousin Ahmed aus Kreuzberg ausliefern würde. Dann fragte er, ob jemand im Saal sei, der wisse, wie zurzeit die Wohnungspreise in Jerusalem sind und ob es sich lohnt, dort vor der Zerstörung Israels etwas zu kaufen oder lieber erst hinterher. Und dann sagte er: „Und jetzt wieder zu Ihnen, meine Damen. Im Ernst: Wofür brauchen Sie eine Klitoris, wenn Sie schon ein Kopftuch haben, oder?“

Aber nicht nur leidenschaftliche Israelkritiker wie Erdogan oder Gabriel lobten Donald Trumps Madagaskar-Vorstoß. Auch so vernünftige Leute wie der Franzose Emmanuel Macron, der jordanische König Abdullah und Anke Gabriel, die Ehefrau von Sigmar Gabriel, waren glücklich darüber, dass der von ihnen sonst so belächelte Trump es geschafft hatte, auf seine unkonventionelle Art eines der größten weltpolitischen Probleme zu lösen, statt, wie die meisten Kommentatoren vorhergesagt hatten, die Sache noch schlimmer zu machen. Oder wie Klaus Brinkbäumer, der „Spiegel“-Chefredakteur, in seinem 57. Trump-Leitartikel schrieb: „Man will sich lieber gar nicht erst vorstellen, was passiert wäre, wenn die Amerikaner Jerusalem als Hauptstadt Israels anerkannt und mit ihrer Botschaft an die komische Klagemauer gezogen wären. Erst wäre der Nahe Osten explodiert. Dann würden wir noch mehr muslimische Flüchtlinge kriegen. Und dann müsste ich armes Schwein



schon wieder so tun, als ob ich das total super finde!“

Bei den Kohns zu Hause war Donald Trumps Entscheidung, mit der Botschaft doch nicht nach Jerusalem zu gehen, sondern ins ferne, exotische Madagaskar, womit ja tatsächlich das Ende Israels

besiegelt wäre, dagegen sehr umstritten. Na ja, so umstritten auch wieder nicht. Eigentlich war nur Kohns Mutter Balalaika für die Trump-Idee, weil sie keine Lust mehr hatte, auch nächsten Sommer wieder, wie seit fast fünfzig Jahren, die Ferien in Israel zu verbringen, unter diesen „unhöflichen, lauten, geizigen Sabres“, wie sie sagte, und außerdem hatte sie schon sehr viel über die leeren, weißen Strände von Madagaskar gehört. Kohns alter und schon ziemlich vergesslicher Vater Herschel schimpfte dafür umso wüsten, der auf den senilen Idioten Trump, der bei der Pressekonferenz bestimmt nur irgendwelche Papiere verwechselt hätte. Sharon der Hund sagte: „Wenn sie das machen, dann gibt es wirklich eine Explosion, dann gibt es einen Krieg, gegen den eine kleine Anti-Jerusalem-Intifada oder ein palästinensischer Generalstreik ein Kinderspiel wären. Dann entsichern unsere Jungs von der Zahal das erste Mal seit dem verschobenen European Songcontest von 2006 wieder ihre Atomsprenköpfe!“ Und Kohn selbst dachte traurig, dass er nun nicht mehr vor seinen Kritikern und ewigen Depressionen aus Deutschland nach Israel fliehen könnte, so wie er es seit dem Misserfolg seiner letzten acht Romane jedes Mal wieder neu plante, denn in Afrika zu leben wäre am Ende sogar noch schlimmer, als ein in Deutschland verkanntes Genie zu sein.

„Papa“, sagte Kohns sechsjährige Tochter Rosa zu Kohn, während er gerade mal wieder seinen herrlichen, wehmütigen Gedanken von der endgültig verpassten Alijah nachhing, „hatten nicht auch schon die Nazis den Plan gehabt, uns alle nach Madagaskar umzusiedeln?“

„Ja, das stimmt, Rosale“, sagte Kohn überrascht, „ja, du hast recht.“

„Und was ist ihnen dazwischengekommen, Papa? Weißt du das noch?“

„Der Krieg“, sagte Kohn. „Das meinst du doch, oder?“

„Ja, genau“, sagte Rosa. „Aber auch unser jüdischer Starrsinn. Oder glaubst du, dass wir selbst jemals nach Madagaskar wollten? Und den miesen Uganda-Plan der Briten von 1903 hat schon Theodor Herzl persönlich abgelehnt.“

Kohn sah seine Töchter immer noch ziemlich verständnislos an. „Und was willst du mir damit sagen, Rosale“, sagte er schließlich.

„Dass du nicht traurig sein sollst, Papa. Und dass du keine Angst haben musst vor deinen nächsten Verrissen. Denn ab jetzt bleiben die Juden für immer dort, wo sie sind. In Israel – und in Jerusalem. Noch eine Diaspora wird es nicht mehr geben, das schwöre ich dir.“

■ KLEINE MEINUNGEN

Reime Überraschen wird auf dem dritten Teil der „Jung, brutal, gutaussehend“-Reihe gar nichts, das macht schon das Intro klar. Bedrohliche Streicher, dann rappen **Kolle-gah** und **Farid Bang**: „Wenn ich ein Jahr meine Steuern nicht bezahl’ / Reißt es Deutschland in ’ne Staatspleite und Krisen entsteh’n / Und selbst wenn mal ein Jahr ohne Releases vergeht / Haben wir Einnahmen am Ende wie ein Kirchengelb“. Größenwahn, Kreuzworträtsel (Einnahmen wie ein Amen, capisce?) und Beleidigungen – das war und bleibt die Corporate Identity der Rapper. Die Beats stampfen vor sich hin, die beiden finden Reime wie Presslufthammerstyle auf Trapnewcomerhype – doch Ende 2017 wirkt diese Materialschlacht beidemal wertlos anachronistisch. Umso provokanter Lines sollen die Egalität von „JBG3“ überdecken, das dennoch wie seine Vorgänger den ersten Platz der Albumcharts erreichte. An „Ficke deine Mutter heute Syrer-mäßig“ und „Mein Körper definierter als von Aushwitzinsassen“ ist aber nur originell, dass sie Pegida-Anhänger vor das Dilemma stellen, ob sie die Songs zweier Muslime gut finden dürfen. *flos*



der National Association for the Advancement of Colored People (NAACP) vermachte. Das Testament wird viele verwundern, die Parker nur als die scharfzüngige, pointensichere Kolumnistin, Theaterkritikerin und Kurzgeschichtenautorin kennen. Dabei war sie seit Mitte der zwanziger

Jahre zunehmend an politischen Themen interessiert, engagierte sich für die Unterprivilegierten und gegen Rassismus und Antisemitismus, hatte Sympathien für die Kommunisten – was unter anderem zum Bruch mit dem Round Table führte, der illustren Mitgründerin, die sich seit 1910 regelmäßig im „Algonquin“-Hotel traf. Bei Dörlemann ist jetzt, erstmals auf Deutsch, eine Sammlung sämtlicher zu Lebzeiten von Parker veröffentlichten Gedichte erschienen (Dorothy Parker: „Denn mein Herz ist frisch gebrochen“. Englisch/Deutsch, Dörlemann 2017, 400 Seiten, 34 Euro). Vier Bände waren das, von denen die ersten drei gefeiert wurden, der letzte jedoch nur verhalten Aufnahme fand. Warum? Weil ihre Verse auch da immer noch nur die schnippisch-ironische Seite Dorothy Parkers zeigen, nicht aber, was den erster werdenden Zeiten angemessener gewesen wäre, auch ihre politische? Ja, Parker schreibt nicht über Hitler und Stalin und nicht über den Spanischen Bürgerkrieg. Aber wie sie mit Geschlechterklischees spielt und Unterordnung und Treue verlacht, das ist durch und durch politisch – wie wir gerade wieder sehen. *beba*

Verse Als Dorothy Parker 1967 in ihrem Zimmer im „Volney Hotel“ in New York starb, hinterließ sie ein Vermögen in Höhe von 20 000 Dollar, das sie zusammen mit den Rechten an ihren Werken Martin Luther King und